

ZUM GEDENKEN

GRAB- UND DENKMÄLER
IN FRANKFURT AM MAIN





Oben: Epitaph des Rudolf von Sachsenhausen im Dom, um 1375.

Titelseite: Grabstätte Ludwig, Gewann A 418, auf dem Hauptfriedhof, 1906.

Helmut Nordmeyer

ZUM GEDENKEN

GRAB- UND DENKMÄLER IN FRANKFURT AM MAIN

Jede Kultur und jede Zeit hat ihren eigenen Umgang mit dem Tod und den Toten. Während es in einigen Regionen dieser Welt üblich ist, die Toten zu verbrennen und deren Asche zu verstreuen, hat sich in anderen Kulturkreisen der Brauch entwickelt, die Toten mehr oder weniger aufwendig zu bestatten. Dabei ergab sich die sorgsame Behandlung der Toten aus dem Glauben an ein – wie auch immer geartetes – Leben nach dem Tode.

Ob Pharaonen oder keltische Stammesfürsten – in den alten Kulturen wurden die Vornehmen der Gesellschaft mit reichen Grabbeigaben versehen, um ihnen auch im Jenseits ein standesgemäßes Leben zu ermöglichen. Zu diesen Grabbeigaben gehörten nicht nur Schmuck und Waffen, sondern auch Nahrung und Dinge des alltäglichen Lebens. Unsere Vorfahren haben sich das Jenseits offenbar als weitgehende Kopie des Diesseits vorgestellt. Sie glaubten, dass man auch dort einem bestimmten gesellschaftlichen Stand angehören würde, demgemäß ausgestattet sein müsste und auf Nahrung und Kleidung angewiesen wäre.

Mit der Ausbreitung des Christentums und dessen Vorstellungen von Tod, Jenseits, Auferstehung, Erlösung und ewigem Leben begannen sich die Bestattungsgebräuche dann allmählich zu ändern.

Voraussetzungen für die Erlangung des Seelenheils und des ewigen Lebens waren nun der richtige Glaube, eine entsprechende Lebensführung und vor allem die Gnade Gottes. Reichtum und gesellschaftliche Stellung des Verstorbenen hingegen spielten keine Rolle mehr. Und da man dem christlichen Glauben zufolge seinen irdischen Besitz nicht ins Jenseits mitnehmen konnte, mussten die Verstorbenen auch nicht mehr für das Leben nach dem Tod ausstaffiert werden.

Wenn man gleichwohl an aufwendigen Bestattungen festhielt und die Toten häufig auch weiterhin mit kostbaren Gewändern, Schmuck oder den Insignien ihrer irdischen Macht versehen beisetzte, so hatte dies weniger mit dem Jenseits als vielmehr mit dem Diesseits zu tun. Es mochte wohl sein, dass der Tod alle gleichmachte und Standesunterschiede im Jenseits nichts mehr galten. Im Diesseits aber war es sehr wohl wichtig, wer man war und was man besaß. Und da sich der Blick bei Bestattungen nicht nur auf den Verstorbenen, sondern auch auf die Hinterbliebenen richtete, legte man Wert darauf, die gesellschaftliche Stellung des Verstorbenen und damit auch seiner Familie augenfällig darzustellen. Ein prunkvolles Leichenbegängnis und ein aufwendiges Grabdenkmal waren Indikatoren für die Bedeutung, die der Verstorbene

zu Lebzeiten gehabt hatte. Sie hielten die Erinnerung an ihn wach und dienten gleichzeitig dem Ansehen der Hinterbliebenen.

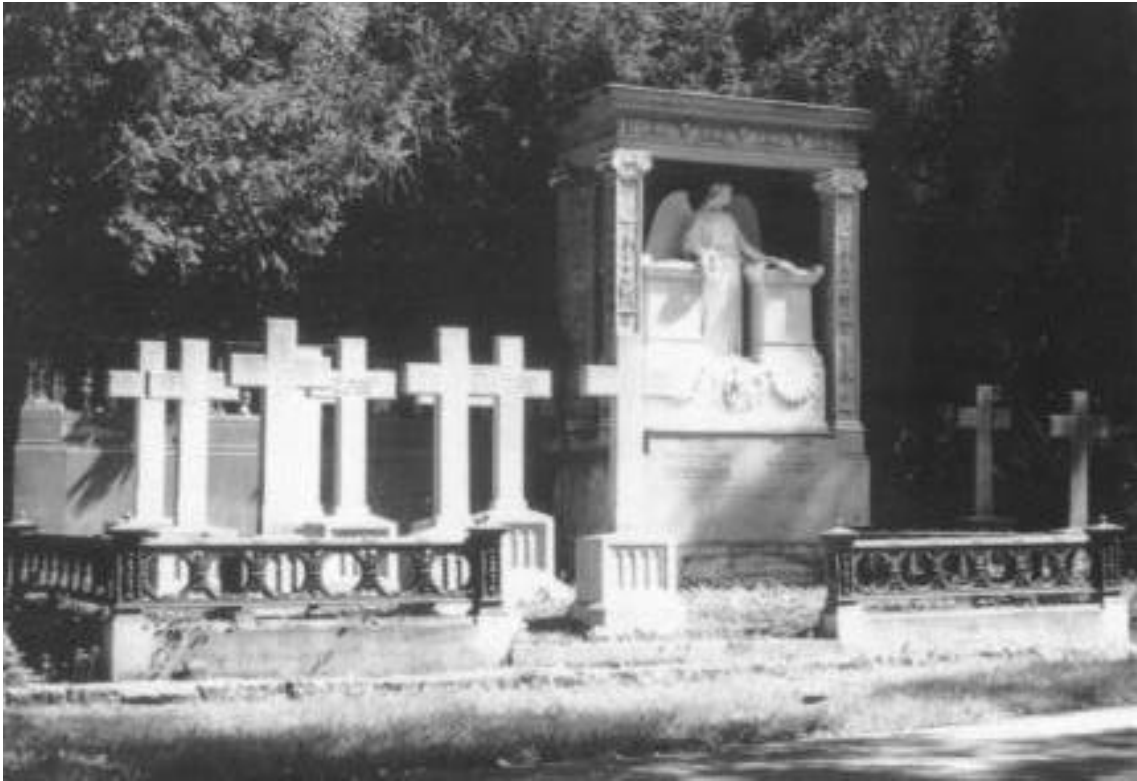
In der frühen Neuzeit war Frankfurt für seine kostspieligen Trauerfeiern bekannt. Als der Advokat Johann Sebastian Ochs von Ochsenstein 1756 verordnete, dass sein Begräbnis in aller Stille und ohne jede Begleitung stattfinden sollte, löste er damit bei den Frankfurtern großes Befremden aus. Beisetzungen dieser Art wurden zukünftig abfällig als *Ochsenleichen* bezeichnet.

Für Beisetzungen standen in Frankfurt verschiedene Friedhöfe zur Verfügung. Wohl schon kurz nach ihrer Gründung war im Umfeld der Salvator- bzw. späteren Bartholomäuskirche (Dom) ein Begräbnisplatz entstanden, der bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts genutzt wurde. Zur Entlastung dieses relativ kleinen Friedhofs, für den es in der dicht bebauten Altstadt keine Erweiterungsmöglichkeiten gab, richtete die Stadt 1452 den Petersfriedhof als neuen Hauptbegräbnisplatz ein. Seit der Reformation war der Friedhof den Protestanten vorbehalten. Erst nach Schließung des Domfriedhofs 1812 wurden auch die Katholiken wieder auf dem Petersfriedhof bestattet. Weitere Friedhöfe gab es in Sachsenhausen und in den Frankfurter Landgemeinden.

Außer auf dem Petersfriedhof und den genannten anderen Friedhöfen fanden auch noch Beisetzungen in einzelnen Kirchen und Klöstern statt. Da der Raum dort jedoch begrenzt war, blieb diese Art der Beisetzung eher die Ausnahme und vor allem den (höheren) Geistlichen und den Angehörigen des Patriziats vorbehalten. Dabei hatten großzügige Stifter und Förderer der Kirche verständlicherweise die besten Aussichten, in den von ihnen mit üppigen Spenden bedachten Kirchen und Klöstern eine Begräbnisstätte zu bekommen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden Bestattungen in den städtischen Kirchen und Klöstern dann verboten.

Grabplatten und Epitaphien aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit finden sich heute noch im Dom, in der Nikolaikirche, der Liebfrauenkirche, der Katharinenkirche und dem Karmeliterkloster. Vielfach stehen die Epitaphien jedoch nicht mehr am Ort ihrer ursprünglichen Aufstellung. So stammen z.B. die Epitaphien Siegfrieds zum Paradies und seiner Ehefrau Katharina zum Wedel in der Nikolaikirche eigentlich aus der Kirche des alten Hospitals zum Heiligen Geist und sind erst nach Abbruch des letzteren in die Nikolaikirche gelangt. Gleiches gilt für die Grabplatte Johanns und Gudelas von Holzhausen im Dom, die aus der im 19. Jahrhundert abgebrochenen Michaeliskapelle, der alten Friedhofskapelle des Doms stammt.

Der Petersfriedhof wurde mehr als 370 Jahre genutzt. Obwohl er im Laufe der Jahrhunderte mehrfach erweitert wurde, reichte der Platz schon im 18. Jahrhundert bei weitem nicht mehr aus, um jeden Verstorbenen in einem neuen Grab beizusetzen. Der Friedhof war hoffnungslos



Oben: Grabstätte Guaita, Gewinn C 8-9, auf dem Hauptfriedhof.

Unten: Grabstätte Fellner, Gewinn D 163/65 An der Mauer, auf dem Hauptfriedhof.



Oben: Grabstätte Strömsdörfer, Gewinn II 117/18 An der Mauer, auf dem Hauptfriedhof.

Unten: Grabstätte Lehmann, Gewinn I 185, auf dem Hauptfriedhof.

überbelegt. Dies führte dazu, dass Gräber schon nach zehn bis fünfzehn Jahren neu belegt wurden, obwohl Leichen eigentlich mindestens zwanzig Jahre brauchten, um völlig zu verwesern. In Familiengräbern wurden die Toten in mehreren Schichten übereinander beerdigt, um keinen wertvollen Platz zu vergeuden. Immer wieder stießen die Totengräber beim Anlegen neuer Gräber auf nicht verwesene Leichenteile. Als nach der Schließung des Domfriedhofs ab 1812 auch die Katholiken wieder auf dem Petersfriedhof beigesetzt wurden, spitzte sich die Lage weiter zu. Da eine Erweiterung des innerhalb der Wallanlagen gelegenen Friedhofs nicht in Frage kam, entschloß sich die Stadt schließlich zur Einrichtung eines neuen Friedhofs weit außerhalb des Siedlungsgebiets. Als Gelände hierfür wählte man das Areal zwischen Eckenheimer und Friedberger Landstraße aus.

Die Verlegung des Friedhofs stieß in einigen Kreisen der Bevölkerung auf Widerstand. Insbesondere die Angehörigen der städtischen Oberschicht waren von dem Vorhaben nicht erbaut. Sie fürchteten um den Verlust ihrer Epitaphien und sahen sich in ihren Standesrechten bedroht, da geplant war, die Toten auf dem neuen Friedhof nicht mehr in aufwendigen Familiengräbern, sondern ohne Rücksicht auf Stand und Würde in Reihengräbern beizusetzen. Außerdem sollte der bei Beerdigungen übliche Pomp eingeschränkt werden. Die Streitigkeiten zwischen den Befürwortern und Gegnern eines neuen Friedhofs zogen sich über Jahre hin und gelangten erst 1821 zu einem Abschluß. Nachdem man sich geeinigt hatte, wo der neue Friedhof liegen sollte, wurde 1825 eine *Kirch- und Friedhofs-Commission* gebildet, die u.a. den Architekten Friedrich Rumpff (1795-1867) und den Stadtgärtner Sebastian Rinz (1782-1861) mit der Anlage dieses Friedhofs beauftragte. Der Widerstand der Friedhofsgegner war im übrigen durch ein weitreichendes Zugeständnis hinsichtlich der Familienbegräbnisse und der Epitaphien überwunden worden. Entgegen der ursprünglichen Absicht, die Verstorbenen gleich zu behandeln und keine Familienbegräbnisse zuzulassen, blieben die Gräber an der Mauer, die Gruften und etliche freiliegende Begräbnisplätze für Familienbegräbnisse der wohlhabenden Oberschicht reserviert.

Die letzte Beisetzung auf dem Petersfriedhof fand am 30. Juni 1828 statt. Heute ist vom Petersfriedhof nur noch ein kleines Areal rund um die neue, 1894/96 errichtete Peterskirche übrig geblieben. Die wenigen noch vorhandenen Grabsteine und Epitaphien sind zumeist an der Friedhofsmauer angebracht. Viele der Grabsteine sind stark verwittert, die Inschriften kaum oder gar nicht mehr zu lesen. Darüber hinaus wurden einige Grabsteine in den vergangenen Jahren immer wieder mit Graffiti verunstaltet oder mutwillig beschädigt.

Zu den besser erhaltenen Grabstätten auf dem Petersfriedhof gehören die Grabplatten und Epitaphien der Familien de Neufville, du Fay, Bansa, Merian, Walther und Textor. Dabei werden insbesondere die Walther-

sche und die Textorsche Grabstätte regelmäßig, d.h. zu allen Goethejubiläen gepflegt, da in ihnen Goethes Vater und Mutter beigesetzt sind. Die lange gepflegte Auffassung, Johann Kaspar und Katharina Elisabeth Goethe seien in einem Grab beigesetzt worden, hat man zu Beginn des 20. Jahrhunderts revidieren müssen. Anhand damals entdeckter Aufzeichnungen war nachzuweisen, dass lediglich Goethes Mutter im Textorschen Familiengrab beigesetzt worden war, Goethes Vater hingegen im Familiengrab seiner Großeltern mütterlicherseits seine letzte Ruhe gefunden hatte. Das Walthersche Grab, von dem seinerzeit nur noch die zerbrochene Inschrifttafel vorhanden war, wurde restauriert und mit einer neuen Einfassung versehen an seinem – vermutlich – alten Standort an der Friedhofsmauer aufgestellt.

Einen Tag nach der Schließung des Petersfriedhofs wurde am 1. Juli 1828 der Hauptfriedhof eröffnet. Der *Allgemeine Begräbnisplatz* war zunächst ungegliedert und wurde erst um 1840 in die vier Gewanne A-D unterteilt. Zwischen 1845 und 1891 wurde der Friedhof in mehreren Schritten um die Gewanne E-K erweitert.

Die Einführung der Feuerbestattung in Preußen und die Öffnung der kommunalen Friedhöfe für alle Konfessionen machte eine Umorganisation des Friedhofs notwendig. So wurde 1912 neben der alten Friedhofsanlage ein neuer Friedhofsteil mit Trauerhalle, Wirtschaftsgebäuden und Krematorium errichtet. 1926/28 kam es zu einer neuerlichen Erweiterung des Friedhofs. Gleichzeitig legte eine neue Friedhofsordnung die Gestaltung der Grabmale bis hin zu den Details fest, was in der Folgezeit – Ausnahmen bestätigen die Regel – in weiten Bereichen des Friedhofs zu einer uniformierten Eintönigkeit führte. Angesichts der neuen, architektonisch und künstlerisch anspruchslosen Grabsteinfelder fielen nun die älteren Grabdenkmäler um so mehr ins Auge. Dies galt nicht nur für die von bekannten Bildhauern individuell gestalteten Denkmäler, sondern auch für die vielen seriell hergestellten Stelen, Engel, Obelisken und sonstigen Grab- und Denkmäler aus der Zeit vor 1926.

Führt man sich Vielzahl und Vielfalt der Grab- und Denkmäler im Dom, in der Nikolaikirche, der Katharinenkirche und im Karmeliterkloster sowie auf dem Peters- und dem Hauptfriedhof vor Augen, wird deutlich, wie sehr diese den jeweiligen Zeitgeschmack widerspiegeln. Sie erinnern nicht nur an die Verstorbenen, für die sie einst errichtet wurden, sondern lassen in vielen Fällen auch Rückschlüsse auf den Glauben und die Intentionen ihrer Auftraggeber, deren gesellschaftliche Stellung und deren historisches Umfeld zu. Unter formalen, stilistischen und inhaltlichen Gesichtspunkten lassen sich die Grab- und Denkmäler verschiedenen Kategorien zuordnen. Dabei sind die Übergänge zwischen den einzelnen Kategorien allerdings fließend.

Reinformal gesehen kann man zwischen einteiligen und mehrteiligen Grabanlagen, zwischen Stelen, Säulen, Postamenten und Figuren, zwischen

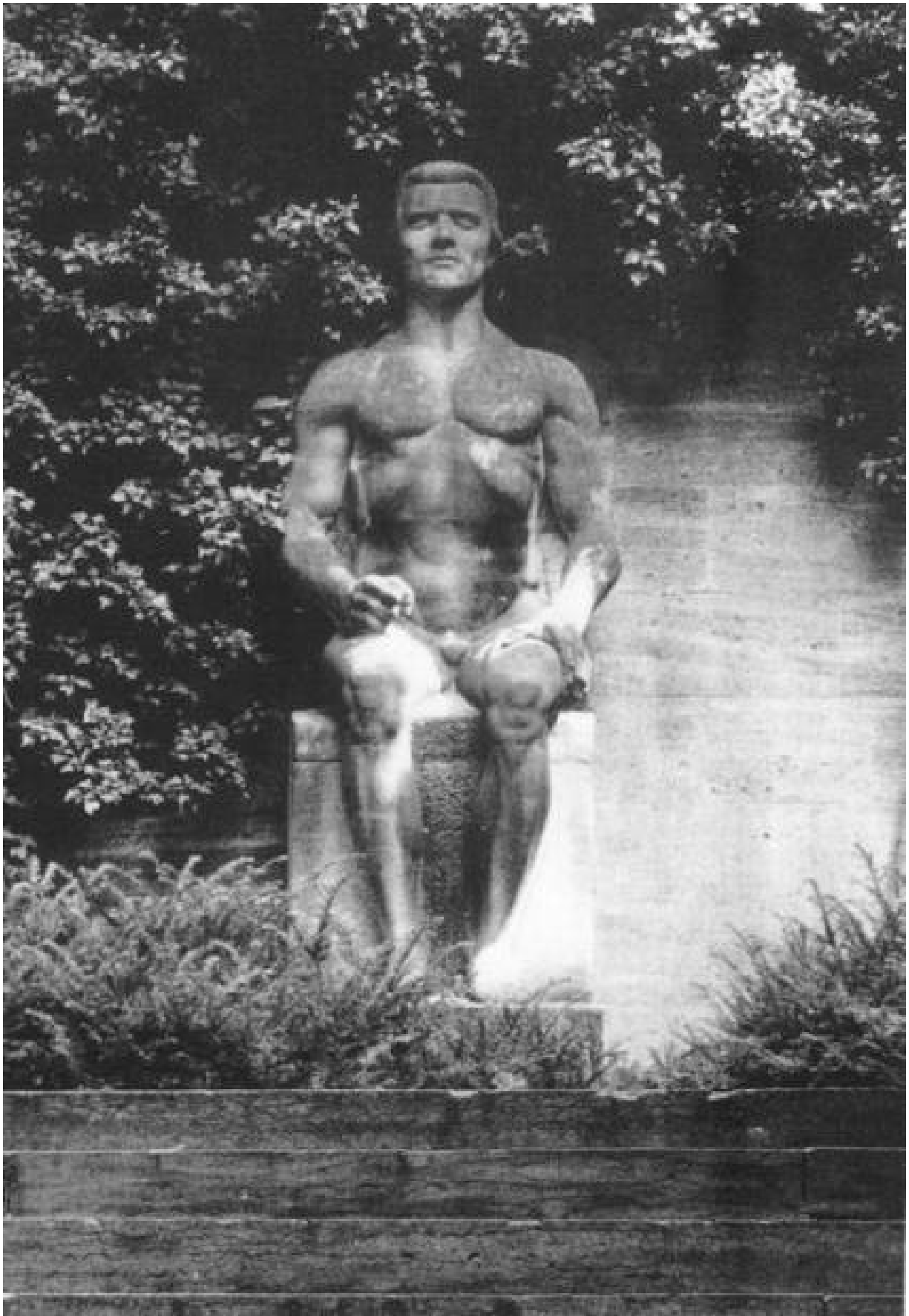


Oben: Grabstätte Rau, Gewinn D 288, auf dem Hauptfriedhof.

Unten: Grabstätte Mumm von Schwarzenstein, Gewinn B 53-55, auf dem Hauptfriedhof.



Grabstätte Schacht, Gewinn I 257, auf dem Hauptfriedhof.



Grabstätte Kotzenberg, Gewinn VI 150, auf dem Hauptfriedhof.



Denkmal *Zur Erinnerung für die am 18. September 1848 Gefallenen aus dem Volke, Gewinn E 17-21*, auf dem Hauptfriedhof.

Wandgräbern, freistehenden Gräbern, Mausoleen und sonstigen Monumenten unterscheiden. Die verbreitetste Form des Grabmals ist sicherlich die einteilige Grabanlage bzw. die Einzelstele.

Mehrteilige Grabanlagen finden sich auf dem Hauptfriedhof häufig an der Mauer oder entlang der Hauptwege. Bei diesen Grabanlagen handelt es sich in der Regel um Familiengrabstätten oder um Denkmäler für Einzelpersonen.

Die Grabmäler in den einzelnen Kirchen, auf dem Petersfriedhof und auf dem Hauptfriedhof reichen vom 14. bis in die Gegenwart. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass sich ihnen die unterschiedlichsten Kunst- und Architekturstile widerspiegeln. Allein bei den Epitaphien im Dom reicht die Bandbreite der Stilelemente von der Gotik bis zum Barock. Auch auf dem Hauptfriedhof sind die unterschiedlichsten Epochen stilistisch vertreten. In den ersten Jahrzehnten nach der Eröffnung des Friedhofs waren vor allem Grabmäler in klassizistischem, neogotischem oder neoromanischem Stil beliebt. Später griff man darüber hinaus noch auf orientalische, asiatische und andere Stilelemente zurück. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts fanden dann auch der Jugendstil und andere Spielarten der Moderne Eingang in die Grabkunst.

Ein wesentlicher Gesichtspunkt bei der inhaltlichen Beschreibung von Grabmälern ist die Frage nach den bei ihrer Gestaltung verwandten Symbolen. Dabei ist zunächst einmal zwischen christlichen und nichtchristlichen Symbolen zu unterscheiden.

Das Kreuz ist nicht nur das bekannteste christliche Symbol, sondern auch das auf dem Hauptfriedhof am häufigsten vorkommende Grabmal. Ob als Einzelkreuz oder in Form von Gruppen, ob in Marmor, Stein oder Eisen, ob freistehend, als Aufsatz auf einem Postament oder in Verbindung mit einem Engel oder einer anderen Statue – das Kreuz ist in zahlreichen Variationen vertreten.

Neben dem Kreuz gibt es eine Vielzahl weiterer Grabsteine oder Grabmonumente, bei denen man ebenfalls auf christliche Symbole oder Zitate trifft. Christlichen Ursprungs ist nicht nur das in einem Dreieck stehende Gottesauge, wie man es auf dem Grabmal Küstner auf dem Petersfriedhof findet, sondern auch die Kombination von Kreuz, Kelch und Anker, die die Grabstele Kröger auf dem Hauptfriedhof (Gewann E 77) ziert. Häufig verbreitet sind auch Bibelzitate, die entweder wörtlich, durch Verweis auf die Fundstelle oder in bildlicher Umsetzung auf dem Grabmal wiedergegeben werden können.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts haben infolge der zunehmenden Beschäftigung mit der Antike verstärkt auch klassizistische Formen und antike Symbole Eingang in die Grabkunst gefunden. Neben den Kreuzen und den mit christlichen Symbolen versehenen Grabplatten und Epitaphien tauchten nun immer häufiger Säulen, Pfeiler, Postamente, Obelisken und sonstige Versatzstücke aus der griechisch-römischen Kunst



Oben: Hiob. Denkmal für die *Opfer der Gewalt 1933-1945* auf dem Hauptfriedhof.

Rückseite: Grabstätte Berninger, Gewinn A 344, auf dem Hauptfriedhof.

und Architektur auf. Auch beim ornamentalen und figürlichen Schmuck bediente man sich immer wieder antiker Vorbilder. Nicht selten wurden dabei antike und christliche Stilelemente und Symbole miteinander verknüpft.

Eine solche Verbindung verschiedener Symbole findet sich z.B. auf der Grabstätte Schmidt-Polex in Gewann D auf dem Hauptfriedhof. Während die von einer verhängten Urne gekrönte Rundsäule auf antike Vorbilder zurückgeht, ist das aus Lorbeerzweigen geflochtene bronzene Kreuz eindeutig ein christliches Symbol. Weist die Urne auf die Vergänglichkeit des Lebens hin, so stehen der immergrüne Lorbeer und das Kreuz für die Unsterblichkeit.

Antike Symbole für die Vergänglichkeit oder Endlichkeit des Lebens stellen auch Obelisken und abgebrochene Säulen dar, die im 19. Jahrhundert als Grabschmuck in Mode kamen. Um ihre Wirkung zu unterstreichen, ergänzte man sie häufig durch die Figur der personifizierten Trauer: Frauengestalten in antikisierendem Gewand mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen.

Thematisiert die Figur der Trauernden den Schmerz der Hinterbliebenen, so verweist die Gestalt des Engels eher auf den Verstorbenen. Engel sind gleichermaßen Symbole für die Vergänglichkeit des Menschen als auch für die Unsterblichkeit der Seele. So wird das Relief eines sich hinabschwingenden Engels auf der Stele für Benno Steinweg in Gewann H durch den Satz ergänzt *Um mich dem Licht zu bereiten, glitt mir das Irdische ab.*

Als Symbol für die Vergänglichkeit löste der Engel im übrigen die Totenschädel und Gerippe ab, die lange Zeit Grabplatten und Epitaphien geziert haben. Die Menschen des 19. Jahrhunderts wollten sich offenbar die Verstorbenen nicht länger als Gerippe oder *vermuderte Gebeine* – so die Inschrift auf dem Epitaph der Familie Hänffling auf dem Petersfriedhof – vorstellen, sondern zogen es vor, sie als engelähnliche Wesen zu sehen.

Die Tatsache, dass Grabmäler nicht nur den architektonischen Zeitgeschmack widerspiegeln, sondern auch Rückschlüsse auf den Glauben und die Intentionen ihrer Auftraggeber zulassen, macht sie zu wichtigen kulturgeschichtlichen Zeugnissen. Sie fordern nicht nur zum Gedenken an die Verstorbenen auf, für die sie einst errichtet wurden, sondern auch zur Auseinandersetzung mit ästhetischen, religiösen, philosophischen und sozialen Vorstellungen der Vergangenheit. Grabmäler sind historische Denkmäler, die es zu erhalten gilt.

ZUM GEDENKEN

GRAB- UND DENKMÄLER IN FRANKFURT AM MAIN

26. September bis 3. Dezember 2000

Institut für Stadtgeschichte
Karmeliterkloster – Dormitorium
Münzgasse 9, 60311 Frankfurt am Main

Der Eintritt ist frei.

Öffnungszeiten:
Mo – Fr 8.30 – 17 Uhr, Sa & So 10 – 17 Uhr



Literatur- und Quellenhinweise

Brauchitsch, Helga und Victor: Zum Gedenken – Grabmale in Frankfurt am Main. Frankfurt 1988. – Frankfurter Biographie. Personengeschichtliches Lexikon. Hrsg: Wolfgang Klötzer. (Veröffentlichungen der Frankfurter Historischen Kommission XIX1/2). 2 Bde. Frankfurt 1994/96. – Weerth, Elsbeth de: Die Ausstattung des Frankfurter Domes. Hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat des Bistums Limburg. Frankfurt 1999. – Erche, Bettina u.a.: Der Frankfurter Hauptfriedhof. (= Beiträge zum Denkmalschutz in Frankfurt am Main Band 11. Supplementband zur Denkmaltopographie Stadt Frankfurt am Main). Frankfurt 1999.

Impressum

© Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main 2000.
Text, Gestaltung, Redaktion: Helmut Nordmeyer.
Fotos/Scans/Fotobearbeitung: Michael Schmidt.
Druck: C. Adelman GmbH, Frankfurt am Main.